



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Etwas von Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tischen Wirkungen der Tragödie, die er besser verstanden hat als Lessing, besungen:

Doch wenn die Kunst
Mit priesterlicher Hand nun Lust und Trauer
In ihre reinen Sphären hebt und mächtig
Uns Herz anklingend mit verwandtem Ton
In fremder Schickung auch die eigne zeigt:
Da jauchzt befreit empor die trunkne Seele,
Da löst wohlthätig sich der starre Bann
Des Schmerzes und entladet sich in Thränen,
Und menschlich euch im Menschlichen erkennend
Erheitert und erhoben kehrt ihr heim.

Auf den Ödipus des Sophokles werden diese Worte nicht ohne weiteres angewandt werden können, aber mit einer gewissen Einschränkung doch — viel eher wenigstens als auf manche Shakespearische Tragödie, wie Hamlet oder König Lear, von denen wirklich das Wort gilt, das der Dichter dem gebenedeten Kloster in den Mund legt:

As flies to wanton boys, are we to the gods;
They kill us for their sport.

f. K.



Etwas von Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reich



Am Schluß des Aufsatzes über Antiochia in Nr. 5 haben wir gesagt, dem glänzenden Bilde, das Libanius von seiner Vaterstadt entworfen habe, fehlten nicht die tiefen Schatten. Da die Übel, die er in andern Reden beklagt, nichts eigentümlich Antiochenisches waren, sondern der mangelhaften innern Politik des Römerreichs entsprangen, und da das, was der große Rhetor darüber sagt, einen interessanten Beitrag zur Kenntnis der kaiserlichen Staatsverwaltung liefert, so wollen wir das hauptsächlichste davon mitteilen.

Libanius hatte seine Mitbürger gelobt, daß sie ruhig und ordentlich lebten und nicht zu Aufständen geneigt seien wie die Römer und Alexandriner. So arg wie die Alexandriner, besonders in den arianischen Streitigkeiten, scheinen es ja die Antiochener auch wirklich nicht getrieben zu haben, aber kleinere Krawalle waren nichts seltenes. Kaiser Julian erwähnt einen im Misopogon. Der Apostat hatte sich bei seinem Aufenthalt in der syrischen Hauptstadt, wo er den Perserkrieg vorbereitete, den Christen durch sein Heidentum, den Geschäftsleuten durch seine Preistaxen, dem ganzen Volke durch seine Sittenstrenge, namentlich durch die Beschränkung der Theateraufführungen und des ausgelassenen öffentlichen Festtreibens verhaßt, durch seinen Eifer im Opfern und durch sein vernachlässigtes Äußere: sein ungepflegtes Haupt- und Barthaar, lächerlich gemacht; man verbreitete Schmähschriften auf ihn und sang Spottlieder. Er aber veröffentlichte eine sarkastische Anklage-

schrift gegen die unverständigen, undankbaren, verweichlichten Antiochener, die er, da sein struppiger Bart am schlimmsten mitgenommen worden war, Misopogone, Barthaffer, betitelte. Darin also erwähnt er, unter seinem Vorgänger, im Jahre 354, habe die Volksmenge den Statthalter ermordet und den Reichen die Häuser angezündet. Ihr Zorn sei, wenn auch übertrieben in der Äußerung, doch an sich gerecht gewesen, und sie sei hart dafür bestraft worden; er denke nicht daran, die zu strafen, die ihn verhöhnt hätten. Eine gewisse Berühmtheit hat in christlichen Kreisen der Aufruhr von 387 erlangt. Das Volk, durch Ausschreibung einer ihm unerschwinglich scheinenden Steuer erbittert, überfiel den Statthalter, und da ihm dieser entkam, ließ es seine Wut an den Bildsäulen des Kaisers, der Kaiserin und der kaiserlichen Kinder aus, was nach byzantinischer Auffassung als Hochverrat galt. Wie es sich bei einem despotisch regierten orientalischen Völklein von selbst versteht, war es ebenso feig als frech und gewalthätig und litt nach vollbrachter That an entsetzlichem Reuejammer. Man fürchtete, Theodosius werde ein Regiment Soldaten schicken, die Einwohnerschaft abschlachten, die Stadt verbrennen lassen. Johannes Chrysostomus, ein Schüler des Libanius, der vor seiner Berufung auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel als Priester in Antiochia wirkte, benützte die Gelegenheit zu einer Reihe von Trost- und Bußpredigten, die von ihrem Anlaß „Reden über die Bildsäulen“ genannt werden. Die Kirche war täglich gedrängt voll, und der Redner pries die Gnade Gottes, die durch den Frevler das lose und vergnügungsfüchtige Volk fromm und sittsam gemacht und die Totenlieder durch heilige Gesänge verdrängt habe. Die Schuld des Frevlers schob er übrigens auf fremde Herumtreiber, die vor kurzem angekommen seien und das Volk aufgehetzt hätten. So mag dem Kaiser auch der Bischof Flavian die Sache vorgestellt haben, der aus Hoflager gereift war, um Verzeihung zu erbitten, was ihm auch gelang. Ein paar Rädelsführer hatte der Statthalter sofort hinrichten lassen, und ein auf dessen Bericht eingehendes kaiserliches Edikt, das aber dann durch den von Flavian erwirkten Gnadenbrief aufgehoben wurde, bestimmte die Kategorien der noch zu Bestrafenden. Dieser Erfolg der verhassten Christen wird von Libanius, der ihn nirgends erwähnt, als tiefe Demütigung empfunden worden sein. Er selbst hat ein paar Reden über den Gegenstand niedergeschrieben — ob auch dem Statthalter vorgetragen, darüber weiß man nichts — und wahrscheinlich dem Kaiser übersandt. Auf diesen, der sich hatte taufen lassen, Eindruck zu machen, waren sie schon wegen der häufigen Berufung auf den Willen und das Beispiel der Götter wenig geeignet; doch kommt eine politische Erwägung darin vor, die Beachtung verdiente. Libanius schreibt, er betrachte es als eine glückliche Fügung, daß gerade eine persische Gesandtschaft in Konstantinopel weile; der Kaiser werde den Reichsfeinden nicht die Genugthuung bereiten wollen, die bedeutendste der an ihrer Grenze liegenden römischen Städte zu verderben.

Höchst interessant ist die Rede des Libanius gegen die Flüchtlinge. Eine Menge Einwohner waren aus Furcht vor dem drohenden schrecklichen Strafgericht über Hals und Kopf fortgelaufen. Daß ihre Furcht nicht so ganz unbegründet war, hat später (390) das von dem im ganzen milden, aber jähzornigen Theodosius über Thessalonich verhängte Blutbad bewiesen, dessentwegen ihm Ambrosius den Eintritt in die Kirche verwehrte. Libanius aber erklärt diese Angst für ganz grundlos; so unvernünftig könne kein Herrscher sein, daß er durch Niedermeglung zahlreicher Unterthanen und durch Verwüstung einer herrlichen Stadt sich selber strafe. Er zieht deshalb heftig los gegen die Thorheit dieser Menschen und sagt, sie verdienten kein Mitleid wegen des Glends, das sie mutwillig über sich und die ihrigen gebracht hätten. Wir vernehmen, sagt er, daß da draußen alles voll Leichen liege: Felder, Wege, Hügel, Berge, Schluchten, Höhlen seien damit angefüllt, andre

schwämmen im Fluß. Die Botschaft entsetzt mich zwar, aber den Unbesonnenen ist recht geschwehr. Sie selbst haben sich den Räubern als Beute preisgegeben, ja die Leute, denen sie sich sozusagen anboten, zu Räubern gemacht (an denen fehlte es freilich sogar in der Stadt nicht. Wie wir aus einer andern Rede erfahren, klagte man eine Zeit lang über organisierte Banden, die es besonders auf Kinder abgesehen hatten; diese wurden angelockt, beraubt und dann in den Fluß geworfen). Zu fürchten hatten doch nur die Schuldigen, die meisten von den Flüchtlingen aber sind ganz unbeteiligte Leute. Wie von Wahnsinn ergriffen sind sie fortgelaufen, haben Wohnhäuser und Werkstätten leer gelassen, ohne zu wissen, welcher Ort sie aufnehmen werde. Die Geld hatten, mieteten Esel, Maulesel und Kamele, die andern flohen zu Fuß. Man sah Frauen mit Kindern von den Landleuten nicht etwa Aufnahme ins Haus, sondern nur ein geschütztes Plätzchen im Freien erbitten. Viele Kinder sind umgekommen, durch das Liegen auf bloßem Erdboden, durch Hunger, oder weil sie die Wärterinnen fallen ließen. Das unsinnigste ist, daß man so viele Weiber in die Flucht geschreckt hat, darunter nicht wenig schwangere. Die studierenden Jünglinge aber — jetzt kommt die Hauptsache: das gepreßte treue Schulmeisterherz macht sich Luft —, diese Buben schrieben Lügen nach Hause, um das Schuljoch abwerfen und der Faulheit frönen zu können. Darauf hin wurden sie von den Eltern nach Hause gerufen. Aber auch solche, die Briefe weder geschrieben noch empfangen hatten, packten ihr Känzlel, bestiegen Pferde, trieben sich eine Weile auf fremden Grundstücken herum, und wenn sie dann nach Hause kamen, sanken sie mit erheucheltem Zittern und Zähneklappern ihren Eltern in die Arme, als ob ihnen die Henker schon auf den Fersen säßen, während ihnen doch kein Häßcher naheilte. Nur sie selbst hatten es eilig, vom Lernen wegzukommen; und so haben diese Unglücklichen die ganze schöne Zeit mit Essen und Schlafen, beim Weine und mit allerhand Unfug totgeschlagen. Und diesen Vorwand benützen sie jetzt noch, um die mittlerweile eingetretenen Ferien so weit als möglich auszubehnen. Nicht einmal um Urlaub haben sie gebeten, sondern eigenmächtig bleiben sie weg. Man sollte diese Menschen eigentlich hassen, die das beste hassen, was es auf Erden giebt, die Wissenschaft! Das wahre Leben, die Unsterblichkeit, fliehen diese Jünglinge und ergeben sich der Mutter aller Übel, der Trägheit und Weichlichkeit, indem sie das Unglück der Stadt als einen unverhofften Glücksfall begrüßen.

Wie sich doch die Menschen durch alle Zeiten gleich bleiben! Auch heute klingen Worte wie Feuersbrunst, Überschwemmung und Krieg, die eine Unterbrechung des Weisheitsstudiums ankündigen, wie eine Glücks- und Freudenbotschaft in den Ohren der Pennäler. Libanius setzt dann noch auseinander, daß seine Schüler ganz gewiß nichts zu fürchten gehabt hätten, denn erstens hätten sie während des Krawalls ruhig in der Schule gegessen, und zweitens seien sie in dem ersten der beiden kaiserlichen Briefe nicht unter den zu Bestrafenden genannt worden. Zuletzt aber klagt er über die Lieblosigkeit dieser Burschen. Wenn sie wirklich Gefahr vermuteten, hätten sie mich doch auffordern müssen, mich mit ihnen zu retten. Aber nein, ohne mir etwas zu sagen, sind sie bei nachtschlafender Zeit fortgelaufen, mich dem Tode überliefernd und unbekümmert darum, daß sie mich vielleicht nie mehr wiedersehen würden. Die wenigen Braven, die hier geblieben sind, schließt er, haben sich dadurch, daß sie das Bad entbehren mußten, nicht vom Studium abhalten lassen. Das Bad nach den Schulstunden und vor der Mahlzeit wird als wesentlicher Bestandteil der Tagesordnung oft erwähnt. Vor der Verkündigung der kaiserlichen Gnade sind, wie man aus dieser Bemerkung sieht, gleich den Theatern auch die Bäder geschlossen geblieben.

Außer den Steuerausreibungen haben Teuerung und Hungerstot manchmal Unruhen erregt; denn trotz der von Libanius gepriesenen Fruchtbarkeit Syriens

kam es vor, daß Regenmangel Mißwachs zur Folge hatte, und die unverständigen Maßregeln der Behörden pflügten das Übel zu verschlimmern, ja die übertriebene Fürsorge der Behörden oder vielmehr ihre Nachgiebigkeit gegen unverständige Forderungen des Pöbels scheint manchmal ohne vorhergegangnen Mißwachs Mangel erzeugt zu haben. Es war dieselbe falsche Politik, die beinahe zweitausend Jahre gewaltet hat: daß man durch Preistaxen und durch Zwang zum Verkauf die Landwirte und die Händler verschonte, eine Praxis, die erst im neunzehnten Jahrhundert von dem durch die modernen Verkehrsmittel allmächtig gewordenen Handel so gründlich fortgeschwemmt worden ist, daß sich jetzt die geplagte Regierungsweisheit an der entgegengesetzten Aufgabe, das Brotgetreide wieder teuer zu machen, vergebens abarbeiten muß. Als Julian in Antiochia zum erstenmal das Theater betrat, rief ihm das Volk zu: Wir haben hier alles im Überfluß, aber die Preise sind unerschwinglich. Er glaubte dem Volke, erließ eine Preistaxe, beschuldigte die Grundbesitzer, daß sie ihr Getreide teils nach auswärts verkauften, teils aufspeicherten, und daß sie ihn haßten, weil er ihnen durch wohlfeilen Verkauf seiner ägyptischen Getreidesendungen ihre Bucherspekulationen verdorben habe. Libanius nahm dem angebeteten kaiserlichen Freunde gegenüber seine Mitbürger in Schutz und versicherte ihm, er täusche sich; die Grundbesitzer hätten kein verkäufliches Getreide, sondern zur Not soviel, als sie für sich und ihr Haus brauchten. Zweimal hat Libanius eingegriffen, um falschen Maßregeln Einhalt zu thun, dadurch Unschuldige aus der Pein zu befreien und die Not zu mildern. Als Sündenböcke wurden die Bäcker behandelt, die, wie es scheint, zugleich insofern Getreidehändler waren, als sie den Landleuten das Getreide abkauften und mahlen ließen. War nicht genug Brot in der Stadt, was sich zunächst am Preisausschlag zeigte, so nahm der Statthalter die Bäcker am Ohr; brach die Verfolgung gegen sie aus, so flohen die meisten, und die Folge war natürlich eine wirkliche Hungernot. Libanius erzählt: Die Gottlosen — damit meint er die Christen, denen er jedes Unheil, das sich ereignet, in die Schuhe schiebt — hätten den Praefectus Orientis Philagrius aufgehezt, die bis dahin beobachtete Milde gegen die Bäcker mit Strenge zu vertauschen. Philagrius habe also die Bäcker vorführen und geißeln lassen, damit sie bekenneten, was sie bestimme, so unverschämt zu stehlen; sie hätten aber trotz aller Pein nichts zu antworten gewußt. Man geißelte eben den siebenten, da kommt Libanius auf dem Schulwege am Nichtplatz vorüber. Der umstehende Pöbel freut sich über das Klatschen der Geißelstriebe und genießt, mit offenem Maule hinstarrend, den Anblick des Blutes, das dem Manne über den Rücken rieselt. Dem Libanius erscheint dieser Anblick unerträglich. Er bricht sich mit den Händen Bahn durch die Menge bis zum Folkerrad, nimmt das Wort und überzeugt sowohl den Präfecten als die Menge, daß die Bäcker nichts verbrochen hätten, und daß, wenn man diese Leute mißhandle und ihnen dadurch die Ausübung ihres Berufs unmöglich mache, die Stadt in eine sehr üble Lage geraten werde. In vieler Händen, berichtet er, habe er Steine gesehen; es sei ein Wunder, daß sie nicht auf ihn geflogen seien, daß man ihn ruhig bis zu Ende gehört habe. (Man sieht aus dieser Begebenheit, wie richtig die neuestamentlichen Erzählungen von der Steinigung des Stephanus, von der Einschüchterung des Pilatus durch Volksgeschrei, von der oftmaligen Verjagung der missionierenden Apostel durch Volksaufstände die Zustände des Römerreichs charakterisieren.) Ohne Zweifel sei es das Werk eines Gottes gewesen, und er sei von allen als Wohltäter gepriesen worden, nicht allein von den Bäckern, sondern auch von dem aus großer Verlegenheit befreiten Präfecten, von den Armen, die nun wieder wohlfeiles Brot gehabt hätten, und von der ganzen Bürgerschaft, die der drohenden Brandstiftung und dem Gemetzel entgangen sei. Philagrius, rühmt Libanius, habe sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ihm das Geseh

verbiete, dem Netter aus der Not seine Aufwartung zu machen. Es war nämlich den Statthaltern verboten, zu den Sophisten, wie die Rhetoren auch hießen, in die Häuser zu gehn; doch vermag Libanius eine ganze Reihe aufzuzählen, die, das Verbot nicht achtend, ihm die Ehre erwiesen hätten.

Über den zweiten Fall berichtet er folgendes. Als Flavius das Amt des Consularis Syriae bekleidete, tobte der Pöbel wieder einmal, verjagte die Schauspieler aus dem Theater und schrie, es gehe beim Brotverkauf nicht mit rechten Dingen zu. Flavius, anstatt die Menge zu bändigen, versprach ihr, alles zu thun, was sie wünsche, und das erwies sich nun als unmöglich, denn es gab eben nicht so viel Brot, daß alle hätten reichlich versorgt werden können. Drei Tage lang machte sich der Mangel fühlbar, und an jedem Tage wurde die Lage schlimmer. Vor den Bäckerläden prügelte man sich, und wer keine starken Fäuste hatte, der brachte statt des Brotes Beulen und zerrissene Kleider heim. Die Angesehenen flohen auf ihre Landgüter und hielten es schon für Gewinn, daß ihnen die Häuser noch nicht angezündet worden waren. Als Libanius am dritten Tage aus dem Bade kam, riefen ihm die Armen zu, die Mahlzeit werde ihm nicht besonders angenehm verlaufen, denn man gedenke ihm das Haus anzuzünden. Es hieß, schon seien einige Greise und Kinder Hungers gestorben; eine Frau zeigte ihr Kind und schrie, wenn man ihr nicht Brot schaffe, bringe sie es um. Da, erzählt Libanius, bewegte mich ein Gott — mein eignes Werk ist nicht gewesen —, mit dem Statthalter zu reden. Ich steß mich, da mein Pferd nicht zur Hand war, von den Sklaven hintragen (er litt so sehr an der Gicht, daß er sich oft auch in die Schule tragen lassen mußte) und brachte ihn mit Vorstellungen und Bitten dahin, daß er von seinen Maßregeln gegen die Bäcker Abstand zu nehmen versprach. Das genügte jedoch nicht. Es waren zu wenig Bäcker in der Stadt; man mußte die hereinholen, die sich auf die Berge geflüchtet und in Höhlen verkrochen hatten, und das war nicht leicht, weil sie den Bessprechungen der Obrigkeit nicht trauten. Da machte ich mich selbst ans Werk, und mich hielten sie für einen zuverlässigen Bürgen, da sie sich erinnerten, wie ich sie unter Philagrius von der Folter errettet hatte; zum Dank dafür, sagten sie, seien sie bereit, wenns sein müßte, ihre eignen Kinder ins Feuer zu werfen. Eine Nacht genügte, Wandel zu schaffen, und am andern Morgen gab es Brot die Hülle und Fülle. Alles jubelte, daß die Hungerstot vorüber sei, und vor Freude fiel man einander auf dem Markte um den Hals.

Daneben spielte sich noch eine charakteristische Episode ab, die einen einzelnen Mann betraf. Flavius hatte sich verleiten lassen, die Brotaufsicht einem gewissen Kandidus anzuvertrauen, der sein Amt zu Erpressungen mißbrauchte: Bäcker, die ihm nicht tüchtig zahlten, wurden gepeinigt. So ließ er einen alten Mann, der täglich eine sehr bedeutende Menge Weizenmehl verbak, unter dem Vorwand, er betrüge, entkleiden, blutig schlagen und dann den übel Zugerichteten in der Stadt herumführen. Als die Schergen bei dem Hause des Bäckers vorüberkamen, übergaben sie ihn der kniefällig bittenden Frau und schickten sogar, um sein Leben besorgt, nach einem Arzte. Libanius erfährt den Vorfall und erkundigt sich, ob die schuldige Behörde auch die Kurkosten bezahlen werde. Der Bericht über die Mißhandlungen regt ihn dermaßen auf, daß ihm Essen und Trinken vergeht, und er von den Wunden des Mannes träumt. Er muntert die Frau auf, zu klagen, was sie ohne seinen Beistand nicht gewagt haben würde. Wer wüßte nicht, schließt Libanius diese Erzählung, daß ich, die Stadt durchwandelnd, bei keinem Weinenden vorübergehe, sondern stehn bleibe, mich erkundige, wer dem Klagennden ein Unrecht zugefügt habe, und wenn ich ihm nicht sein Recht verschaffen kann, wenigstens seinen Schmerz teile!

Über das Elend des ganzen Reichs verbreitet sich Libanius in der Rede gegen die Leute, die ihn lästig (*λαγός*, die beste Übersetzung wäre: einen Zwiiderwurzn) schelten. Er sei, sagt er, von Natur heiter, aber bei dem allgemeinen Elend nicht klagen, das würde keine edle Gesinnung verraten. Lästig falle er nur denen, die aus dem Unglück der Gesamtheit Vorteil zögen; zunächst den Christen (denn die Verödung und Zerstörung der Tempel, die Konfiskation und Verschleuderung des Tempelvermögens rechnet er zu den schlimmsten Landplagen). Dann denen, die sich auf Kosten der Mehrheit der Bürger bereicherten. Er beklagt die Auszugaung des Bauernstands durch Steuereintreiber und durch Zwang zu Naturalleistungen. Früher habe jeder Landmann einen Kasten, Gewand und Geld darin gehabt und seine Tochter ausstatten können. Jetzt seien die Äcker durch die Steuereintreibung verödet, und wo etwa die Bauern noch nicht fortgelaufen seien, da brauchten sie ihre Thüren nicht zu verschließen, denn bei ihnen suche kein Räuber etwas. Dazu komme das größere Übel, daß sich die Höhlen mit der Art von Menschen füllten, die das Gewand zu Weisen mache (er meint die Mönche und die Einsiedler). Und wie seien die Stadträte heruntergekommen! Ehedem habe die Ratsversammlung einer größern Stadt aus sechshundert Mitgliedern bestanden, heute bestehe sie durchschnittlich nur noch aus sechzig, an manchen Orten aus sechs. Es komme vor, daß so ein armer Defurio nicht allein das Holz ins öffentliche Bad liefern, sondern in eigener Person die Badenden bedienen müsse, die bald „heißes!“ bald „kaltes Wasser!“ kommandierten. In Antiochia seien sie ja noch nicht so tief gesunken, aber sie verarmten doch immer mehr. Ihre Landgüter würden sie gern verkaufen, wenn sich nur Käufer fänden. Hergelaufnes Volk kaufe die Grundstücke um ein Spottgeld zusammen und werde reich. Ein Ratmann werde nicht geachtet, niemand möge seine Tochter, und niemand gebe ihm seine Tochter zur Ehe, sodasß zu befürchten sei, die Ratsherrngeschlechter möchten aussterben. In nicht minder großem Elend schmachteten die Soldaten, die hungern und frieren mußten und dank der ausgezeichneten Rechtschaffenheit der Offiziere keinen Obolus bekämen. Denn diese Herren behielten alles Geld für sich und ließen auch die Pferde hungern; der Hunger der Pferde und der Menschen werde ihnen zu Gold. Ein herrliches Leben führten sie, aßen, berauschten sich und nahmen Brechmittel, um sich dann sofort aufs neue vollzustopfen; dagegen sich mit Dienstübungen abzurackern, das komme ihnen höchst widerwärtig vor. Kämen die zu Schatten abgemagerten Soldaten einmal ins Gefecht, so liefen sie entweder davon oder ließen sich gefangen nehmen. Das Marschieren falle ihnen schwer, weil sie keine Schuhe hätten. Dafür hätten sie Weiber und Kinder, was sie vollends elend mache, denn wie solle die für den einen Mann unzulängliche Ration hinreichen, wenn der Soldat mit einem halben Duzend Mäulern zu teilen habe. Weder verbiete man den Soldaten das Heiraten, noch sorge man für ihre Angehörigen; in früherer Zeit habe man von Soldatenweibern nichts gewußt. Zu Herrschern seien in den bessern Zeiten die tauglichsten erwählt worden, heute kaufe man die Ämter; nicht mehr das Gesetz herrsche, sondern die Willkür.

Nachdem er noch besonders darüber geklagt hat, daß seine Kunst, die Rhetorik, und die griechische Sprache mehr und mehr der Mißachtung verfielen, daß man Latein lernen und Jura studieren müsse, wenn man etwas werden und Geld verdienen wolle, fährt er fort: Ein wackerer Mann beklagt nicht bloß sein eignes, sondern auch das Unglück anderer. Man weint ja sogar beim Anschauen einer Tragödie. Und was gehn uns Niobe, Lajus, Ödipus, Heluba an? Weinen wir nicht bei dem Leichenbegängnis von Verwandten? Wenn wir aber darüber klagen, daß ein Mensch, vielleicht noch dazu im richtigen Alter, gestorben ist, sollen wir da nicht weit mehr darüber klagen, daß Lebende in Qualen seufzen, die weit bitterer

sind als der Tod? Als die Kunde von der großen thrazischen Niederlage (des Valens bei Adrianopel) gekommen sei, da habe er sich das Gesicht zerschlagen und die Haare gerauft und nach der Ursache des allgemeinen Unglücks geforscht; sei das unrecht gehandelt? Was immer das Reich betreffe, das sehe er so an, als sei es seine eigne Angelegenheit; wer so die Menschheit liebe, der verdiene doch gewiß keinen Haß. Sei es erlaubt, Feste zu feiern, solange die Mutter aller, das Vaterland, krank daniederliege? Und seine Worte seien nicht müßige Klagen gewesen; er habe bessern wollen, er habe gehofft, was er gesprochen habe, das werde sich herum-sprechen und bis zum Kaiser dringen, der werde dann alle zur Rechenschaft ziehen, die sich ungerecht bereichern. Daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht habe, erachte er für das größte Unglück seines Lebens. Zu verwundern sei das freilich nicht; nach Höflingsbrauch werde zum Monarchen von allem möglichen geredet, nur nicht von dem, was das Wohl des Reichs erfordere. So bleibe denn nichts übrig, als die Götter anzuflehen, sie möchten Hand anlegen und Hilfe bringen den Tempeln, den Landleuten, den Soldaten, den Stadträten, der griechischen Sprache, möchten die durch Ungerechtigkeit aufgehäuften Vermögen klein machen, alles, was ungerechterweise verachtet werde, zu ihrer eignen Sache erwählen, ihm aber statt des Schmerzes Anlässe zur Freude senden.

Von Julian hoffte er, dieser werde allen Mißbräuchen der Verwaltung steuern und das Reich in seiner alten Herrlichkeit wieder herstellen, und die Anfänge seiner Regierung, die Reform des Hofes, die Verbannung aller Üppigkeit, der Eifer Julians für eine unparteiische Rechtspflege schienen seine Erwartung zu rechtfertigen. Julian habe, sagt er in einer der nach Julians Tode zu seiner Verherrlichung gehaltenen Reden, nicht allein der Schwelgerei, sondern auch den Räubereien und Erpressungen der Beamten ein Ende gemacht, den Dekurionen ihr Ansehen und ihre Kraft wieder-gegeben, die Lieferungen beschränkt, die besonders im Winter mit unerhörter Menschen-, Pferde- und Gelschinderei betrieben würden, habe in eigner Person fleißig Recht gesprochen, den Parteien volle Redefreiheit gewährt und mit seinem Scharfsinn alle Sophismen der Ungerechten zerstört. In der Ferne habe schon sein Name genügt, Ungerechtigkeit zu verhüten; und er bejammert die Landleute, die nun den Steuer-eintreibern zum Fraß werden würden, die zerfließende Kraft der Ratsversamm-lungen, die Armen, die vergebens ihre Hände nach Gerechtigkeit zum Himmel aus-strecken würden, die Soldaten, die dazu verurteilt seien, weiter zu hungern.

Am größten erscheint Libanius in den Reden für die Heiligtümer, für die Gefangnen und für die Gastwirte. Die ersten beiden sind an Theodosius gerichtet, und die zweite ist wahrscheinlich vor diesem Kaiser gehalten worden. Da wir hier auf die religiösen Kämpfe der Zeit nicht eingehn wollen, teilen wir nur den Haupt-inhalt der zweiten und der dritten mit. Es fehlte nicht an kaiserlichen Verordnungen zum Schutz der Untersuchungsgefangnen vor inhumaner Behandlung. Konstantin und seine Nachfolger haben eine Reihe solcher erlassen, die Gothofredus, der Herausgeber des Codex Theodosianus, in einer Einleitung zu der Rede des Libanius zusammen-stellt. Sobald ein Bürger, sei es auf öffentliche oder Privatanklage hin, gefänglich eingezogen werde, solle er, befiehlt Konstantin, vernommen und, falls sich die An-schuldigung als falsch erweise, freigelassen werden. Lasse sich die Sache aber nicht sofort entscheiden, so solle er nur lose gefesselt, nicht mit schweren Ketten und ins Fleisch einschneidenden Banden gequält, nicht in finstere Löcher gesteckt, sondern an gesunden und dem Licht zugänglichen Orten verwahrt werden, und es solle streng darüber gewacht werden, daß nicht etwa die Gefängniswärter ihre Grausamkeit den Anklägern verkaufen, die Gefangnen mißhandeln oder über die gesetzliche Zeit hinaus eingesperrt halten. Gefängniswärter, die sich dieses Verbrechens schuldig machen, sollen mit dem Tode bestraft werden, die Richter aber für die gesetzmäßige Ge-

fängnisverwaltung haften. Nach einer Verfügung des Konstantius sollen die Untersuchungsgefangnen innerhalb eines Monats verhört werden; spätere Gesetze verhängen hohe Geldstrafen über die säumigen Richter, und ein Gesetz von Theodosius und Honorius ordnet an, daß sich die Richter jeden Sonntag alle Untersuchungsgefangnen vorführen lassen, sie über die Behandlung, die sie erfahren, befragen, dafür sorgen sollen, daß es ihnen am Notwendigen nicht gebricht, und sie ins Bad führen lassen. (Hier würde man die Einwirkung des christlichen Geistes schon deutlich genug erkennen, auch wenn nicht ausdrücklich hinzugefügt wäre, die Vorsteher der christlichen Religion würden es hoffentlich an ihrer löblichen Fürsorge nicht fehlen lassen und würden die Richter an die Beobachtung der ergangnen Verordnung mahnen.)

Libanius sagt nun in seiner Rede: Wenn, o König, alle diese schönen Gesetze beobachtet würden, so brauchte ich dich nicht zu belästigen. Da es aber nicht geschieht, und da von den Berufenen, die auf jeden Fall unrecht handeln, mögen diese Zustände nicht kennen oder sie kennend verschweigen, keiner dir darüber berichtet, da auf diese Weise auch deine Regierung als Mitschuldige in übeln Ruf kommt, so will ich, der ich deine Milde bewundre, dir die Sache zu besserer Regelung empfehlen. Zunächst nun rede ich nicht von überführten Verbrechern, sondern von den vielen, die auf falsche Denunziation hin verhaftet werden. Wer einem andern übel will, der behauptet, der Mensch habe ihn oder seine Frau oder seine Kinder gemißhandelt, und mag der Angeschuldigte auch durch glaubwürdige Zeugen seine Unschuld darthun, er wird ins Gefängnis geschickt, wenn er sich nicht mit einer Geldsumme loskaufen kann. So verfahren namentlich die Mächtigen mit den Schwächern, die Vornehmen mit den Handwerkern, die Beamten mit Leuten, die ihnen nicht in allen Stücken zu Willen sind, die Possessoren (so nannte man in der spätrömischen Zeit die Stadtherren, die bedeutende Landgüter besaßen) mit ihren Kolonen. Und während die von ihnen dem Gericht überlieferten im Gefängnis schmachten, gehn sie in die Daphne spazieren, machen Vergnügungsreisen zu Wasser und zu Lande und leben in allen Lüsten. Die durch ihre Schuld Gefesselten aber vergessen sie und kümmern sich nicht um ihr Schicksal. Dieses ist nun das denkbar schrecklichste. Die Gefängnisse sind überfüllt, weil immer neue Gefangne hinzukommen, selten aber welche entlassen werden. Die Ernährung ist unzulänglich, die Frauen der Gefangnen können ihnen nichts bringen, denn da ihre Ernährer im Kerker sitzen, so haben sie selbst nichts zu essen. Dazu leiden sie von der schrecklichen Finsternis; nur ein einziges Lämplein bewilligt der Wärter allen zusammen, wenn sie ihm nicht Geld zahlen. Überhaupt muß jede Erleichterung mit Geld erkauft werden, und die nicht zahlen können, werden geschlagen. Schon beim Überschreiten der Schwelle des Gefängnisses muß der Wärter bestochen werden, sonst sitzt der Gefangne nackt darin, und sein Gewand kleidet den Wärter. Woher soll nun der Gefangne, der ja meist arm ist, beständig Geld nehmen, um die Habgier des Aufsehers zu befriedigen? Er kann ja, sagt man wohl, durch Mitgefangne, die entlassen werden, eine Frau aus der Zahl der Leute, die sich ihrer Menschenfreundlichkeit rühmen (eine christliche Diakonissin), zu sich rufen und sie süßfällig bitten, ihm etwas zu bringen. Das gelingt ja auch einigen, andern nicht. Wenn einer gar nichts bieten kann, so hält sich der Kerkermeister an seinem Rücken schadlos und geißelt ihn. „Du weinst, o König! Möge dir viel Gutes zu teil werden für diese Offenbarung deiner Herzensgüte! Was mich betrifft, so habe ich, bei allen Göttern, diesen Anblick erwartet.“ (Aus dieser Stelle schließt man, daß Libanius die Rede wirklich vor Theodosius gehalten hat.) Das Gesagte sei wohl schrecklich genug, noch schrecklicher — manche würden vielleicht zweifeln, ob man es für schlimmer halten dürfe — sei, daß viele sterben, besonders in Folge des

Luftmangels in den überfüllten Räumen. Ist es nicht schrecklich, daß, wenn einer in einer Schlägerei getötet wird, sich ein großer Lärm erhebt, und man den Thäter umzubringen droht, wenn aber so viele Menschen von den Behörden ums Leben gebracht werden, du dabei ganz ruhig und heiter zu bleiben scheinst? Nicht wohl geredet wäre es, wenn dich jemand damit entschuldigen wollte, daß du ja von alledem nichts wissest; denn von der königlichen Regierung, o König, muß man fordern, daß sie alles wisse. Zuletzt rügt er noch, daß nicht bloß Untersuchungsgefangne, und zwar meist unschuldige, in endloser Haft gehalten würden, sondern auch Zeugen, die doch sofort nach Ablegung des Zeugnisses entlassen werden müßten. Was solle man den Frauen dieser Unglücklichen sagen, die nur als Zeugen aufs Gericht gegangen seien und nun nicht wiederkämen?

Noch schlimmere Zustände enthüllt die Rede gegen den Statthalter Florentius, die ebenfalls an einen „König,“ wahrscheinlich wieder an Theodosius, gerichtet, aber wohl nicht vor ihm gehalten worden ist. Er habe, erzählt Libanius, den Florentius bei seinem Amtsantritt gefragt, ob er mild und gerecht regieren wolle, und dieser habe es versprochen. Anfänglich habe es auch geschienen, als werde er Wort halten, allmählich aber sei die Bestie zum Vorschein gekommen, die in ihm stecke. Unschuldige und rechtschaffne Personen habe er zu Tode geißeln lassen. Das sei nicht allein Mord, sondern schlimmer als Mord. Von einem Räuber ermordet zu werden, sei lange nicht so schrecklich. Als einen Hauptvorzug der Römer vor den Persern und andern Barbaren müsse man es bezeichnen, daß sie die Todesstrafe auf eine Weise vollstreckten, die den Tod rasch herbeiführe, statt nach Barbarenart die Marter lang auszudehnen.

Das allerschlimmste aber sei, wie Florentius die Unglücklichen peinigete, die sich mit Krämerei und Gastwirtschaft ihren Lebensunterhalt verdienten. Er scheine jedem Polizeibeamten eine Anzahl solcher Leute gewissermaßen als Provinz zur Ausbeutung angewiesen zu haben. Man sagt, die Gastwirte verführen ungerecht gegen die Gäste. Freilich wohl, aber nur weil sie selbst Unrecht leiden von den Gästen, nicht von allen zwar, aber auch nicht von wenigen. Wir haben viele Behörden, und jeder Oberbeamte hat einen Troß von Unterbeamten und Dienern. Alle diese, ein ganzes Heer, fallen in die Schenken ein, manche täglich, und trinken bis zum Rausch, nicht allein sie, sondern auch die guten Freunde, die sie mitbringen. Niemand wagt, die Schoppen zu zählen, die da getrunken werden, weder der Wirt noch seine Frau, noch der Sohn oder die Tochter; da heißt es: Maul halten oder umkommen. Die Herren sagen: Ihnen gehöre das Weinsäß und der Schankwirt dazu. Und die wenigstens den Humpen dalassen — viele nehmen den mit fort — sind noch die anständigern, ans bezahlen aber denken auch diese anständigern nicht. So halten sie es auch mit dem Einlaufen bei Krämern und Handwerkern; jeder Laden und jedes Gasthaus ist für sie ein Grundstück, aus dem sie eine Rente heraus schlagen, sie alle: der Chef, der Beisitzer, die Schreiber bis zum untersten Diener hinunter. Ebenso treiben es die Soldaten, und nicht sie allein, sondern auch die Leute, die sie als Spaßmacher mitbringen: Gaukler, die Affen, zahme Löwen, Bären, Leoparden herumführen, Flötenspieler, Schauspieler, die ein Bacchanal zum besten geben. Am allerunverschämtesten aber fordern die Polizeispione, die auch zugleich, wenn sie nicht befriedigt werden, die gefährlichsten Feinde sind. Alles, was königliche Abzeichen (Uniform würden wir heute sagen) trägt, erpreßt mit dem Schwert und mit Drohungen so viel, daß jeder einzelne auch alle seine Freunde bewirten und mit ihnen üppig leben kann. Ist einer noch so anständig, daß er Zahlung wenigstens verspricht, so hält er doch nicht Wort. Wieviel Wunden und Thränen es den Beraubten kostet, wenn sie manchmal widerstreben, das hat mich die Enge der Straße am Rathause (darin hielt er Schule) gelehrt, denn oft wird mein Vor-

trag durch das Gejammer der Geschlagenen unterbrochen. Wenn nur Soldaten die Schmarotzer wären, erschiene das Übel noch erträglich. Zwar sind unsre Soldaten nur noch Prahlhänse, Karikaturen echter Soldaten, aber immerhin vertreten sie, wenn auch schlecht genug, den an sich nützlichen und notwendigen Stand der Vaterlandsverteidiger. Aber ihnen gesellt sich die Theaterklaque zu, die Parteien der Grünen und der Blauen, verächtliche Drohnen, die zu gar nichts gut sind, die aber einen bedeutenden Einfluß ausüben; denn was dieses Gefindel im Zirkus mit Geschrei fordert, das geschieht, und wen sie bei den Behörden anschwärzen, der ist verloren. Es kommt vor, daß der Anführer seine Bande anstiftet, dem Wirt, der ihm nicht zu Willen war, das Haus anzuzünden; dann kommen die Soldaten löschen und ruinieren den Besitzer vollends, indem sie seinen ganzen Hausrat teils zer schlagen teils verschleppen.

Eine weitere Klasse von Blutsaugern sind die Regierungsboten und Kuriere. Ein solcher Herr fordert nicht allein Speise und Trank, sondern auch bequeme Speisesofas, Badediener, Mädchen, einen Arzt. Das alles muß der Wirt besorgen, wenn er nicht Prügel haben will. Und reißt der Beamte wieder ab, so findet er, daß ihm in der Herberge Sachen gestohlen worden seien, manchmal wird ihm auch ein Diener erschlagen, und das soll dann der Gastwirt alles ersetzen; Unvermögen wird wieder mit Prügeln bestraft. Hohe Beamte halten sich auch an den Gastwirten schadlos für die Verluste, die sie durch den Betrug ihrer Vorgänger erleiden. Diese verkaufen ihnen nämlich ein angeblich vorhandnes Inventar, und wenn sie ankommen, finden sie ein leeres Haus, leere Scheuern und Keller; beim Abgang machen sie es selbst so mit ihren Nachfolgern, und da die Beamten aller Augenblicke wechseln, sind die Gastwirte immer geplagt. Dabei unterliegen diese Unglücklichen den allgemeinen Plagen aller Hausbesitzer. Da wird gefordert, daß sie die Kanäle reinigen lassen (es scheint nicht die Wasserleitung, sondern die Spülung gemeint zu sein), wobei die gedungenen Lohnarbeiter manchmal umkommen, und daß sie die schadhafte Säulen an öffentlichen Gebäuden durch neue ersetzen. Das ärgste aber ist die Steuer. Schon bei dem Gedanken an das nächste Lustrium (an dem neu eingeschätzt wurde) überläuft jeden die Gänsehaut. Wenn die Steuer das wäre, was ihr Name (*aurum negotiatorum*) sagt, so könnte man sie sich gefallen lassen, denn der Kaufmann schlägt sie aus seinem Handel schon heraus; aber der ärmste Flickschuster muß sie zahlen. Oft habe ich einen solchen mit der Ahle in der Luft herumfahren sehen, wobei er ausrief: Das da ist mein einziges Vermögen (womit er die Ahle oder auch die Luft gemeint haben kann). Man sagt ja freilich, die hohe Steuer sei notwendig, um das Vaterland vor den Einfällen des Feindes zu schützen, wie aber, wenn dadurch die Steuerkraft ganz vernichtet wird, und dann gar nichts mehr einkommt? Man schätze also nicht zu scharf ein, damit für die Zukunft noch etwas an Staatseinnahmen übrig bleibe; die Freiheit der Bürger ist freilich auf jeden Fall dahin, sie sind ganz und gar zu Sklaven erniedrigt worden. Am schändlichsten ist es, daß die zur Verwaltung des Staats und zum Schutze der Bürger angestellten Beamten die ihnen vom Kaiser verliehene Vollmacht zur Ausplünderung der Untertanen mißbrauchen, sodaß die kaiserliche Regierung als reine Tyrannei erscheint. Wenn sie von ihren Köchen vernehmen, um wie viel wohlfeiler sie ihren Schweinebraten bekommen als andre Leute, müßten sie ihr Haupt vor Scham verhallen und wünschen, daß sie die Erde verschlinge; denn zu ihrer Schweißerei verhelfen ihnen Mittel, die, von Privatleuten angewandt, diesen die schwersten Strafen zuziehn würden. Wie können sie es wagen, andre wegen eines geringen Betrugs zu strafen, da sie selbst solche Erpressungen verüben? Aus alledem folgt, daß man die Schankwirte nicht eher zu gewissenhafter Beobachtung der Preisvorschriften und zum richtigen Einmessen zwingen kann, als bis man sie von

ihren Blutaugern befreit haben wird; ohne dieses nutzen alle Geißelungen nichts. Jetzt geschieht es nicht selten, daß der Polizeidiener, der des Morgens den Mann wegen falschen Maßes gegeißelt hat, sich nachmittags in seine Gaststube setzt und der Frau, die jammernd des Mannes Wunden pflegt, unaufhörlich: Einschenken! zuschreit. — In dem folgenden, das uns vielfach unverständlich geblieben ist, scheint Libanius die Antiochener von dem Vorwurf reinigen zu wollen, sie hätten durch mehrfache Aufstände Strafe verdient, woraus man schließen kann, daß die Ausplünderung der Wirte und der Krämer als eine Strafexekution gerechtfertigt worden ist. Er schiebt die Schuld der Aufstände einerseits auf die Behörden, die die Bürgerschaft durch unverständige Behandlung aufbringen, andererseits auf die von den Behörden begünstigte Zirkusklaque, die eigentliche Anstifterin aller Unruhen.

In der Stadt ging kaum etwas wichtiges vor, ohne daß Libanius öffentlich sein Gutachten darüber abgegeben hätte. So protestierte er gegen die Erweiterung eines Theaters und sagte dann, als man seine Einwendungen nicht beachtet hatte, es sei eingetroffen, was er vorausgesagt habe: Ehedem sei das Plethron ein anständiges Theater gewesen, jetzt gehe es wüst drin zu. Bei jeder Gelegenheit nimmt er sich solcher an, denen Unrecht geschieht und die Unterdrückung leiden, z. B. der Landleute, die Gemüse und Obst in die Stadt brachten, und die der Magistrat zwang, den städtischen Unrat mit fortzunehmen, wodurch den Bauern ihre Lasttiere überangestrengt und ihre Säcke verdorben wurden. Einen Blick in die äußern Verhältnisse der Rhetorenschulen läßt er uns thun in der Rede an die Antiochener für die Rhetoren. Darin sagt er: Daß ich nicht zu denen gehöre, die der Stadt oft mit Bitten lästig fallen, und daß euch bis auf den heutigen Tag aus meiner Lehrthätigkeit nicht die geringste Ausgabe erwachsen ist, werdet ihr mir zugeben. Jetzt aber muß ich euch etwas sagen, was ich anständigerweise nicht länger verschweigen kann. Hätte ich so viel Vermögen, daß es für mich und diese meine Gehilfen (er hatte sie, wie auch aus dem folgenden hervorgeht, in die Ratsitzung mitgebracht) hinreichte, so würde ich das, was ich euch sagen will, mir selbst sagen, und würde die Not dieser Männer nicht in der Öffentlichkeit zur Schau stellen. Da jedoch meine Lage so ist, daß ich zwar von andern nichts zu nehmen brauche, aber auch zum geben nichts übrig habe, so müßt ihr, o Bürger, dieser Not abhelfen. Helft ihr rasch, so beweiset ihr dadurch, daß ihr willens gewesen wäret, schon früher zu helfen, wenn ihr um die Not gewußt hättet, und daß der Tadel auf die fällt, die es versäumt haben, euch zu unterrichten. Den Männern nun, um die ich mich bemühe, werde ich wohl Thränen entlocken, wenn ich ihre Lage schildere, und aller Augen sich auf sie richten. Aber das kann ihnen nicht erspart werden, und wenn ihr manches von dem, was ich zu sagen habe, schimpflich findet, so sorget dafür, daß sie sich in Zukunft nicht mehr zu schämen brauchen. Und daß nicht etwa die unter euch, die keine Kinder oder nur Töchter haben, oder deren Söhne noch nicht die Schule besuchen oder schon heraus sind, daß die nicht etwa meinen, die Sache gehe sie nichts an! Es ist eine allgemeine Angelegenheit der Stadt, an der alle Bürger beteiligt sind. Was die Stadt glücklich und glänzend macht, das geht euch alle an, besonders aber das, was uns zur gegenwärtigen guten Ordnung verholfen hat. Das ist aber die Rhetorenkunst, die uns befähigt, mit der Kraft des Logos (des Worts, der Wissenschaft und der Vernunft) die unverständigen Eingriffe der Staatsbehörden unschädlich zu machen. An der Herstellung dieser Waffe muß beständig gearbeitet werden, wie ja auch die Waffenfabriken im Frieden nicht ruhn dürfen, wenn man nicht die Vernachlässigung mit Niederlage und Vermögensverlust im Kriege büßen will.

Was nun an unsern Schulen sonst noch zu verbessern wäre, soll später untersucht werden. Heute will ich nur erörtern, wie für die Rhetoren an meiner Schule — es sind ihrer vier — gesorgt werden könne. Wenn einen von diesen jemand

fragte: Seid ihr Antiochener? so würde er antworten: Nein! Seid ihr, von Feinden vertrieben, hierher geflohen? Nein! Was hat euch also bestimmt, eure Heimat mit Antiochia zu vertauschen? Weil wir, würden sie sagen, die mit andern Beschäftigungen verbundenen Unruhen fürchtend und die Ruhe des Schullebens begierend zu Hause so kleine Verhältnisse fanden, daß wir uns als Lehrer von Müßiggängern nicht viel unterschieden haben würden. Hierher aber lockten uns große und glänzende Aussichten, denn nicht wenige, die außer ihren Kenntnissen und Fertigkeiten nichts mitbrachten, sind in Antiochia Gutsbesitzer und Kapitalisten geworden. Ist es nun nicht häßlich, daß sie in ihrer Hoffnung getäuscht werden, und daß sich die Wirklichkeit so unvorteilhaft von dem Rufe unterscheidet, den unsre Stadt auswärts genießt? Wenn ihr sie in der Schule seht, auf ihren Thronen sitzend und die Schüler ehrfurchtvoll zu ihren Füßen, so mögen sie euch wie würdige und wohlstuierte Männer vorkommen. Aber laßt euch nicht durch den Schein irre führen! Keiner von ihnen hat ein eignes Haus; wie Schuhflecker wohnen sie zur Miete. Einer freilich hat ein Haus gekauft, den Kaufpreis aber nicht bezahlen können, sodaß er in schlimmerer Lage ist als seine Kollegen. Einer hat drei Sklaven, der andre zwei, und die kommen ihnen grob, weil es bei ihnen so armselig zugeht; einer behilft sich ohne Sklaven, einer mit so schlecht aussehenden, daß sie ihm Schande machen. Viel Kinder zu haben, erscheint diesen Armen als das größte Unglück; wer nur eins hat, wird von den andern glücklich gepriesen. Ist ein Abtor klug, so hütet er sich vor der Ehe. Früher war so ein Lehrer ein guter Kunde der Silberschmiede, mit denen er sich über ihre Kunst, über ihre Werke und den bestellten Gegenstand unterhielt. Jetzt aber braucht der Lehrer seine Redekunst beim Bäcker, um ihn zu bewegen, daß er nicht nur nicht wegen der angelautenen Schuld klage, sondern noch weiter borge. Schließlich bleibt ihm nichts übrig, als der Frau Halskette und Ohrgehänge vom Leibe zu reißen, um damit, seine Redekunst verfluchend, den Bäcker zu befriedigen. Daran, der Frau zum Ersatz etwas mit heim zu nehmen, kann er gar nicht denken. Er fürchtet sich, nach Hause zu gehn, wo er doch Erholung finden sollte. So bleiben denn die Männer, nachdem die Schüler fortgegangen sind, in der Schule beisammen hocken und bejammern ihr Schicksal [ganz wie bei uns!]; einer weiß immer schlimmeres zu erzählen als der andre. Ich aber sitze mitten unter ihnen und schäme mich, schäme mich doppelt, einmal als euer Mitbürger, zum andern als der Koryphäe eines solchen Chors. Ein schlechter Mann müßte das sein, der so etwas lange ansehen könnte, ohne auf Abhilfe zu sinnen. Höret nun, was ich gefunden habe!

Ich verlange nicht, daß ihr Geld, Weizen oder Wein steuert, denn ich weiß wohl, welche Ansprüche das Gemeinwesen täglich an euch stellt. Aber gebt ihnen etwas von den Gemeindeäckern, von denen ihr die Nutzung habt. Die kleinern Parzellen überlaßt ihr solchen Bürgern, die zu keinen Leistungen verpflichtet sind. Die Lehrer, die so bedeutendes für das Gemeinwesen leisten, verdienen ein solches Ackerstück gewiß mehr als mancher von denen, die sie jetzt inne haben. Oder ihr könnt ihnen auch einen kleinen Teil von den großen Grundstücken abtreten, die ihr selbst bewirtschaftet. Damit wird nicht allein den Lehrern geholfen sein, sondern auch die Schüler werden davon Gewinn ziehn. Denn wie der Regen das Erdreich befruchtet, Dürre dagegen das Wachstum hemmt, so lähmt die Sorge uns tägliches Brot dem Lehrer die Zunge, während Freiheit von Sorge den Redestrom in Fluß bringt; und so werdet ihr mehr empfangen, als ihr gegeben habt, indem ihr bewirkt, daß der Garten der Wissenschaft bei euch blüht. Aber, werdet ihr einwenden, bekommen sie denn nicht alljährlich ihren Gehalt? Zunächst: nicht alljährlich; sondern ein Jahr erhalten sie ihn, ein zweites Jahr nur einen Teil, ein drittes Jahr gar nichts. Was wir aber für Künste anwenden müssen, um zu unserm Gelde zu kommen, wie wir uns vor Magistratspersonen, Kassenbeamten und

Dienern bücken und winden müssen, davon will ich gar nicht reden. Wir Lehrer sollen Respektspersonen sein, und müssen uns vor Unterbeamten erniedrigen; das ist noch schwerer zu ertragen als der Hunger. Würde aber auch der volle Betrag regelmäßig ausgezahlt, so wäre er nicht genügend. Die Summe ist so gering in Ansehung der Größe unsrer Stadt, daß ich mich schäme, sie zu nehmen. Die vier Rhetoren bekommen zusammen den Gehalt, den früher der Rhetor Zenobius allein bezogen hat, und dem hatte man außerdem noch das schönste und weinreichste Grundstück der Stadt rechts von der Daphne am Fluß zur Nutzung überwiesen. Sollen diese dafür gestraft werden, daß jener zu viel erhalten hat? Die Leute in den Werkstätten freilich räsionieren darüber, daß es die Lehrer noch viel zu gut hätten; sie setzen ein Schülerverzeichnis auf und berechnen, wie viel so ein Lehrer wohl ziehen möge. Und auch ihr fragt vielleicht: Rechnest du denn die Schülerhonorare für nichts? Früher sind die allerdings bedeutend gewesen, sodaß man als Lehrer Vermögen erwerben konnte, aber das ist seit einiger Zeit anders geworden. Geld bringen nur die Künste, die von den Großen geehrt werden, und das Lehren dieser Künste, und zu ihnen gehört die Rhetorik nicht mehr. Wird aber ein Beruf von den Herrschenden verachtet, so verliert er, er mag an sich noch so nützlich sein, sein Ansehen, und mit dem Ansehen seinen Lohn. So lassen denn reiche Leute ihre Söhne nicht mehr in den Rhetorenschulen, sondern nur noch in den Juristenschulen studieren, und die Armen, die gern zahlen möchten, haben nichts. Gebt also diesen wackeren Männern (er lobt sie alle vier der Reihe nach) so viel Acker, daß sie anständig leben können, wie es Freien geziemt. Nicht, daß ein solches Einkommen eine volle Entschädigung ihrer Leistungen bedeutete. Solltet ihr dieses meinen, so würdet ihr die Weisheit sehr niedrig einschätzen, die Kronen und Bildsäulen verdient und mehr als alles Gold der Erde wert ist. Aber ihr werdet wenigstens beweisen, daß euch eure Söhne mehr wert sind als ein paar Ackerstücke, und ihr werdet der Gefahr entgehn, Apollo und die Musen zu vertreiben, die eure Stadt zu ihrem Wohnsitz erwählt haben.

Man sieht, es war keine unbedeutende Rolle, die Libanius in der Stadt und im Reiche gespielt und ehrenvoll durchgeführt hat. Ibsen, der es von der Zeit ab, wo seine Verbitterung begann, nicht über sich gewinnen konnte, einen großen und edeln Charakter zu schaffen, hat sowohl den Libanius wie seinen kaiserlichen Schüler und Freund kleiner gemacht, als beide Männer in Wirklichkeit gewesen sind. Man hat Rußlands Verfassung eine Despotie, gemildert durch Meuchelmord, genannt; die des römischen Reichs vom dritten Jahrhundert ab könnte man eine Despotie, gemildert durch Volksaufstände und Rhetorenwirksamkeit, nennen, wenn die Zahl der Rhetoren, die ihren Beruf so ernst genommen und so tief aufgefaßt hätten wie Libanius, bedeutend gewesen wäre; das Geschrei des Volkes im Theater, das den Kaisern und den Statthaltern die Bedürfnisse, Wünsche, Mitleid und Stimmungen des Volkes kund gab, und die Tumulte im Falle der Nichtbefriedigung würden dann das Parlament, die Reden der Sophisten aber, die nicht bloß mündlich gehalten, sondern den Gebietenden übersandt und in zahlreichen Abschriften unter dem Publikum verbreitet wurden, die Presse einigermaßen ersetzt haben. Indes scheint die Zahl solcher wackerer Rhetoren nicht eben groß gewesen zu sein, die meisten beschränkten sich darauf, entweder durch Schulunterricht oder durch Schmeichelei und Schönerednerei Ehre und Geld zu verdienen, und das entsprach ja auch am besten den Gefinnungen und Neigungen und dem Charakter des heruntergekommenen Volkes. Libanius hat einmal eine heftige Strafrede gegen die Nichtredenden gehalten, womit er nicht seine Standesgenossen, sondern die angesehenen Bürger, besonders die Rathsherrn meint. Was sie in der Jugend gelernt hätten, das nützten sie nicht. Keiner thue in den Gerichtshöfen den Mund auf, um dem Recht zum Siege zu verhelfen, keiner rede vor den Statthaltern, um schädliche Maßregeln abzuhalten. Als kürzlich

der comes Syriae im Rat erschienen sei, um über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, hätten sie alle stumm dageessen, ja viele hätten sich hinter den Rücken ihrer Vordermänner verkrochen, weil sie sich schon fürchteten, von dem Gewaltigen gesehen zu werden. So seien sie zu Sklaven herabgesunken. Es sei ja ganz schön, daß sie der Stadt dienten, indem sie die Bäder heizten, Pferde zum Wettrennen und Bären zu den Tierhegen lieferten, aber die wichtigste Liturgie bleibe doch das verständige Nachdenken über das, was dem Wohle der Stadt diene, und das offene Aussprechen dessen, was man gefunden habe. Dazu gehöre nun freilich auch die Gewöhnung an ernste Beschäftigung, aber dieses verweichlichte und vergnügungssüchtige Geschlecht rühre eher Giftschlangen an als Bücher.

Einem solchen Volke war eben nicht mehr zu helfen, auch nicht durch das Christentum, dessen Vertreter seit Konstantins Zeit in weit höherm Grade als die Rhetoren Parlament und Presse ersetzten; die Synoden waren sogar schon Parlamente, und ein neuerer Historiker entrüstet sich über die „staatsgefährliche Frechheit,“ mit der Johannes Chrysostomus als Patriarch von Konstantinopel in seinen Predigten an der Regierung Kritik übte. Von dieser Thätigkeit der christlichen Bischöfe hat Vibanius wohlweislich geschwiegen, aber die Eifersucht auf sie mag nicht wenig dazu beigetragen haben, seinen eignen Eifer für die Verbesserung der öffentlichen Zustände zu spornen, wie andererseits auch das Vorbild des Meisters ohne Zweifel von heilsamem Einfluß auf Chrysostomus gewesen ist.



Litteratur

Reden und Vorträge von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. VIII und 278 Seiten

Wer noch nicht weiß, aber wissen will, was die moderne Philologie, die Wissenschaft vom klassischen Altertum wirklich ist, und wie ein geistvoller Philolog von dieser Wissenschaft aus heute die Welt ansieht, der erfährt das am besten aus diesen Reden und Aufsätzen, die in den Jahren 1877 bis 1900 entstanden und bis auf die letzten vier einzelnen interessanten Fragen gewidmeten Beiträge (Der Zeus von Olympia, Die Locke der Berenike, Aus ägyptischen Gräbern, An den Quellen des Ektumnus) alle schon gedruckt, aber einem größern Leserkreis unzugänglich geblieben sind. Die klassische Philologie hat die Aufgabe, das Leben der beiden klassischen Völker, vor allem das der Griechen, die griechische Kultur, die mit der antiken so ziemlich zusammenfällt und von den Römern nur dem Abendlande vermittelt worden ist, die die Grundlage unsrer Kultur bildet, und mit der diese deshalb in beständigem Zusammenhang erhalten werden muß, in allen ihren Äußerungen als ein Ganzes zu erforschen und darzustellen, und sie hat dieses Ziel für ihr Gebiet Jahrzehnte eher erkannt und verfolgt, bevor die modernste Richtung der Geschichtschreibung es als etwas ganz neues verkündete. Mit seiner philologischen Kenntnis aber verbindet Wilamowitz einen weiten und freien Blick für alle geschichtliche Entwicklung überhaupt, und so hoch er die Kultur der Griechen einschätzt, so tief durchdrungen er ist von ihrer grundlegenden und unvergleichlichen Bedeutung, so begeistert er sie darum schildert, klassisch, vorbildlich in dem alten Sinne unsrer klassischen Dichter und des Neuhumanismus ist sie ihm keineswegs, er faßt sie durchaus historisch auf, wie jede andre Erscheinung der Weltgeschichte. Darin liegt der Unterschied zwischen